

Greifswalder Universitätsreden

7

Patria

Rede

gehalten bei der Universitätsfeier
am 18. Januar 1922

von

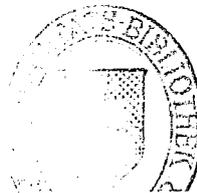
Professor Dr. Ernst Lommatzsch

o. ö. Professor der klassischen Philologie



1922

Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg
Greifswald





Verehrte Herren Kollegen!

Liebe Kommilitonen!

Hochansehnliche Versammlung!

Der Deutsche Hochschultag hat beschlossen, daß der 18. Januar an allen deutschen Hochschulen als dies academicus gefeiert werden soll: als ein Tag, an dem die Arbeit der Hochschule ruht und sie ihre Angehörigen und Freunde zu festlicher Betrachtung um sich sammelt. Die Universitäten haben mit diesem Beschluß aufs neue kundgetan, daß sie sich ihrer Aufgabe, Pflegstätten vor allem vaterländischen Geistes zu sein, immerdar bewußt sind. Und wir hoffen, daß jener Beschluß als ein Weckruf an das ganze deutsche Volk wirke, und der 18. Januar nicht nur ausnahmsweise — wenn etwa eine Jubiläumszahl zu feiern ist — sondern dauernd Jahr für Jahr ein Nationalfeiertag werde.

Denn das deutsche Volk hat einen solchen Feiertag nötig: nicht um laute Feste zu feiern. Aber es braucht ihn: einmal, um sich in der Erinnerung an glücklichere Zeiten aufzurichten, um sich zu erinnern, was es vermocht hat, und das gegenwärtige Elend zu vergessen. Welch ein Kapitel deutscher Geschichte vom 18. Januar 1701 bis 1871! Welch stolze Gedanken werden lebendig, wenn wir vor die Gemälde der Ruhmeshalle treten: links die Krönung des ersten Königs von Preußen, rechts die Kaiserproklamation in Versailles, zwischen denen die Siegesgöttin den Kranz schwingt, dort, wo noch vor wenig Jahren die im Weltkrieg eroberten Fahnen grüßten! Wie herrlich war Deutschland, wie stark und mächtig! . . . es war einmal. Die preußische Krönungsstadt ist wieder wie einst durch den polnischen Erbfeind abgeschnitten von dem lebendigen Körper des Vaterlandes; ein tiefer Trauerschleier deckt den Namen Versailles; der Siegesgöttin ist der Kranz entwunden. Wie elend ist Deutschland, wie tief gedemütigt!

Kein größer Leid als in des Elends Tagen
Des Glücks gedenken, welches jäh verging.

Aber die Erinnerung an die Vergangenheit und die Not der Gegenwart soll nicht zu Hoffnungslosigkeit oder Verzweiflung führen, sondern sie soll den Menschen aufrütteln, seine Kräfte stählen und ihn sich selbst finden lassen. Und daher soll die Arbeitsruhe dieses Tages auch zur Selbstbesinnung dienen.

Wir gedenken in Ehrfurcht und Dankbarkeit der Großen, die das Reich geschaffen, und all der Unzähligen, die es mit ihrem Bute verteidigten. In Trauer und Wehmut grüßen wir die Manen unsrer gefallenen Kommilitonen; sie umschweben uns auch in dieser Stunde. Und jene Großen fragen uns an diesem Tage, wie es denn kam, daß das Erbe, das unsre Väter uns hinterlassen, von uns nicht bewahrt worden ist. Denn nicht die Übermacht der Feinde trägt die Schuld — in sieghafter Jugend war Siegfried in die Welt gestürmt, ohne Arg im Gefühl seines reinen Herzens und seines guten Rechtes und ohne Furcht im Vertrauen auf die schimmernde Wehr und die Unverwundbarkeit des Leibes: doch — zwischen die Schultern war ihm ein Lindenblatt gefallen ... Seltsam, wie ein Volk in seinen Idealgestalten sein eignes Wesen darstellt und unbewußt prophetisch sich sein Schicksal kündet.

Was war es denn, das uns erliegen ließ, das wir abtun müssen, wenn wir das Reich wieder groß machen wollen, wie es vor 51 Jahren erstanden? Wir fühlten uns zu sicher im Besitz und genossen, ohne zu denken, daß man den Besitz immer wieder vom neuen erwerben muß. Das deutsche Volk vergaß seines Vaterlandes, so viel es auch davon redete; es vergaß, daß an dem Gedeihen des Vaterlandes das Wohl des Einzelnen hängt, nicht umgekehrt; es vergaß, daß dem Vaterland alles gehört, Leib und Leben, Herz und Hand, Hab und Gut; es vergaß, daß erst das Vaterland kommen soll, und dann erst die Welt. Ein Zwiespalt ging durch das deutsche Volk.

Und ist es jetzt anders? Sind die Gewissen geweckt? Ist das deutsche Volk geläutert durch die harte Erfahrung? Ist es wieder einig, für das Vaterland zu gehen durch Not und Tod? Das Herz krampft sich zusammen, wenn man hört, daß der herrische Befehl der Feinde im besetzten Gebiet Erfüllung der Pflichten erreicht, was die Einsicht in die Not des Vaterlandes im Reich selbst nicht vermocht hat. Soll wirklich für unser Volk das bittere

Wort des Dichters gelten: daß Zeus dem Manne die Hälfte der sittlichen Tüchtigkeit nimmt an dem Tage, an dem er ihn in die Knechtschaft stößt? Das sei ferne! „Ehret Euch selbst“, schrieb Clausewitz in den Zeiten der Erniedrigung, „Ehret Euch selbst, d. h. verzweifelt nicht an Eurer Zukunft“. Ein Volk mit der Vergangenheit, mit den Leistungen wie das unsrige, es kann, es darf, es wird nicht untergehen, es sei denn, daß die ganze Welt mit in Trümmer geht. Und das soll uns der heutige Tag immer wieder predigen: Seid stolz auf Eure Vergangenheit, glaubet an Eure Zukunft! Denn Pessimismus führt zur Tatenlosigkeit, der Optimismus allein läßt die Vaterlandsliebe zu einer Quelle sittlicher Kraft und Handelns werden.

Und wir wollen nicht verzweifeln, wenn die Früchte nur langsam reifen. Unserem Volk ist nie ein leichter Aufstieg und eine Zeit langandauernder Blüte beschieden gewesen. Auf Zeiten harter Arbeit und mühsamer Erfolge folgten stets jähe Katastrophen. Auch diese dunkle Zeit wird es überwinden. Denn wir haben die Grundmauern, auf denen wir aufbauen können, wir haben das Deutsche Reich: zwar zerfetzt wie unsere siegreichen Fahnen, aber wir haben es gerettet als das einzige Gut, das uns die Feinde nicht rauben konnten. Und darum sind wir doch bei allem Elend reicher als damals, als unsre Väter geboren wurden.

Uns ist es nicht ein Ziel der Sehnsucht, uns ist es — noch — Wirklichkeit, das deutsche Vaterland! Wie schwer hat das deutsche Volk kämpfen und leiden müssen, wieviel Zeit hat vergehen müssen, ehe die Vorstellung des deutschen Vaterlandes sich bildete, und noch mehr, bis diese Vorstellung sich umsetzte in die Wirklichkeit des deutschen nationalen Staates. Denn das Bewußtsein des nationalen Zusammenhanges, das Nationalgefühl, ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern erst das Produkt einer langen geschichtlichen Entwicklung gewesen: noch länger hat es gedauert, bis sich das politische Auffassen und Denken eines Volkes aus den territorialen Sphären in die größeren der Nation gewöhnte, bis ihm der Bestand, das Glück und die Zukunft seines Volkes zur Selbstverständlichkeit wurde, bis sich das Nationalgefühl zum Vaterlandsgefühl steigerte.

Wir leben in einer Krise. Es ist die Gefahr, und gerade bei

uns, daß wie einst das Stammesgefühl vom Vaterlandsgefühl abgelöst wurde, so jetzt das Vaterlandsgefühl hintangesetzt werde zu Gunsten des Gefühles einer über den einzelnen Völkern stehenden Zusammengehörigkeit. Vestigia terrent. Darum ziemt es sich an diesem Tage, da das deutsche Volk den Geburtstag seines deutschen Vaterlandes feiert, den Blick weiter rückwärts zu wenden zu den Zeiten und Völkern, deren abgeschlossene Entwicklung wir übersehen können, die sich darum uns oft als Vorbild, öfter als Warnung und Mahnung darstellen.

Wie verhält sich bei den Griechen und Römern der Begriff Vaterland und Nation? Kennt der antike Mensch ein Vaterland in unserem Sinne? Es scheint eine müßige Frage. Hallen denn die antiken Dichter nicht wieder vom Preis der Vaterlandsliebe? Sind uns nicht die Helden des Altertums seit unsrer Kindheit vertraut als Vorbilder des Patriotismus? Finden wir nicht in den Schriften aller Jahrhunderte *πατρίς* und *patria*, und haben wir nicht gelernt, es mit „Vaterland“ zu übersetzen? Tönt nicht bis in unsere Tage mit unverminderter Wucht das Wort: *dulce et decorum est pro patria mori*? — Und doch ist dem nicht so. Wie so oft, gleichen wir auch in diesem Fall das antike Wort mit dem modernen Begriff. Gewiß ist die ursprüngliche Bedeutung der drei Wörter *πατρίς*, *patria*, Vaterland die gleiche; aber sie haben eine verschiedene Entwicklung genommen: *πατρίς* und *patria* sind gewissermaßen in der Mitte des Weges stehen geblieben, den unser „Vaterland“ bis zu Ende gegangen ist. In der Geschichte dieser Wörter drückt sich die Geschichte der Völker aus.

πατρίς und *patria* sind ihrer Bildung nach Adjektive, zu denen ein Substantiv zu ergänzen ist. *πατρίς αἰα, γῆ* u. ä. lesen wir noch bei den Dichtern: es ist das Gebiet des Vaters, daher der Ort, wo ich geboren bin, die Heimat, die Vaterstadt. Nicht anders ursprünglich das deutsche Wort. Aber dieses erweiterte die Bedeutung und bezeichnete neben der Heimat des einzelnen auch die Heimat des Volkes, bis diese letztere Bedeutung die allein herrschende wurde und daher zur Bezeichnung der Heimat das Wort „Vaterstadt“ gebildet wurde — erst im 18. Jahrhundert, in derselben Zeit, die dann auch „Vaterlandsgefühl“, „Vaterlandsliebe“ gebildet hat.

Das griechische und lateinische Wort hat eine andre Ge-

schichte: es ist einerseits über jene enge Bedeutung nicht hinausgekommen, andererseits ist es in den Dienst weltumfassender Gedanken gestellt worden; nur auf römischem Boden sehen wir den Anlauf, sich von den Fesseln jener Enge zu befreien, ohne in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen.

Um zu verstehen, wie das gekommen ist, müssen wir uns erinnern, wie der einzelne Hellene seinem Volk gegenüberstand. Die Griechen haben es nie zu einer nationalen politischen Organisation gebracht. Wohl ist stets das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit lebendig gewesen. Homer sang von der gemeinsamen Fahrt aller Griechen gen Troja, und sein Epos ist von jeher Gemeinbesitz des hellenischen Volkes gewesen. In Olympia, in Delphi entstehen nationale Zentren. Der Gegensatz zu den Barbaren, namentlich die gemeinsame Not und der gemeinsame Sieg der Perserkriege, gab diesem Gefühl einen gewaltigen Aufschwung. Aber diese innerliche Verbindung führte nicht zum staatlichen Dasein. Die Weihgeschenke aus dem Perserkriege in Delphi und Olympia verschwanden in der Masse derer, welche Griechen für ihre Siege über Griechen stifteten. An Stelle der Eintracht herrschte, wie Plato sagt, ein ewiger Krieg aller gegen alle Städte, ununterbrochen das ganze Leben lang. Vergebens war die Mahnung der Denker und Patrioten; derselbe Plato sagt: „Krieg zwischen Hellenen und Hellenen ist kein Krieg, sondern eine Krankheit und Bürgerkrieg; die Bezeichnung Krieg verdient nur der Kampf zwischen Hellenen und Barbaren.“ — Die politische Organisation der Griechen vollzog sich in der Form der isolierten Stadtgemeinde, der πόλις: daher ist πατρίς stets die Gemeinde. Das Volk als eine Einheit, einen Staat vermochte der Grieche sich nicht vorzustellen. Die Dichter sangen von dem weihenbetränzten Athen, von Theben und Sparta: für das gemeinsame Vaterland erklang kein Preislied. Daher hat dies Volk, das alles plastisch, belebt, gestaltete, Hellas, sein Vaterland, kaum jemals sich vorstellen können. Auf der Dareiosvase finden wir die Ἑλλάς neben der Ἀσία dargestellt: ein leicht zu erklärender Einzelfall. Aber in der Geschichte der Perserkriege suchen wir vergeblich nach dem Wort: Hellas ist unser Vaterland. Im Gegenteil; wir lesen bei Herodot, daß es so viel πατρίδες gibt wie πόλεις. πατρίς und Ἑλλάς bilden für den Griechen Gegensätze. Es klingt

wie schneidende Ironie, und ist doch als Preis gedacht, wenn es in der Grabschrift auf die athenischen Toten von Tanagra heißt: „Sie starben für ihre πατρίς im Kampf gegen die Hellenen.“ — Der griechische Sittenkodex enthielt keine Vorschriften über die Pflichten gegen Hellas: die leidenschaftliche Liebe galt nur der Stadt, der Heimat. Für sie zu sterben, die andern zu verderben ist die Pflicht dessen, der sein Vaterland liebt. Wer nicht mehr in der Heimat leben darf, empfindet die Trennung schwer und schmerzlich: er ist ja nur in Hellas, nicht in seiner πατρίς. Sich die Rückkehr zu erkämpfen, Rache zu nehmen, ist die Sehnsucht der Verbannten. Rücksichtsloser Egoismus, unbändige Herrschsucht der einzelnen πόλις wie des einzelnen πολίτης ist die Folge.

Noch einmal kam ein Aufschwung im 4. Jahrhundert: das Elend der Gegenwart schöpft aus der Vergangenheit Hoffnung und Mahnung für die Zukunft. Der Gedanke des Krieges gegen den persischen Erbfeind wird wieder lebendig, Isocrates predigt Eintracht: bei ihm finden wir — und bei ihm allein — ausgesprochen, daß das Vaterland nicht beschlossen sei in der πόλις, daß Hellas die κοινὴ πατρίς sei. Er wägt es als Teil dieser πατρίς einzuschließen die Monarchie, die im Norden eine πόλις nach der andern vernichtete, und ihr die Führung zuzusprechen.

Es ist bekannt, daß in diesem Kampf die πόλις unterlag, aber sie ging nicht unter. Alexander d. Gr. eröffnete dem Griechentum ungeahnte Expansionsmöglichkeiten: griechische Sprache und Kultur dringen bis an den Indus, allenthalben finden wir griechische Staaten, griechische Städte, griechische Höfe. Aber auch hier, in den größeren Verhältnissen der Monarchien, bleibt πατρίς auf die enge Bedeutung des Ortes beschränkt. — Griechenland selbst hat die Zeit des Hellenismus keine nationale Einheit gebracht. Das Denken und Wirken des Griechen bewegte sich weiter in dem engen Kreis der πόλις — ein Anblick um so niederdrückender, je gewaltiger der Schauplatz weltgeschichtlichen Geschehens in Ost und West ward. Πατρίς nimmt geradezu die Bedeutung „Stadtrepublik“ an: mit den Worten πατρίδες καὶ βασιλείαι faßt ein Schriftsteller der Zeit Ciceros die verschiedenen Staaten zusammen.

Aber diese Enge rief ganz von selbst eine Reaktion hervor. Der Wandertrieb des Hellenen, seine Gewohnheit, sich in fremden

Ländern zu bewegen, führte leicht zu Anschauungen, welche der Anhänglichkeit an die Polis Abbruch zu tun geeignet waren. Eine wiederholt — auch von Pindar — zitierte Lebensregel besagt, man soll im Ausland die Weise des Polyphen nachahmen, der allemal die Farbe des Meeresgrundes annimmt, auf dem er sich gerade befindet, und sich stets der Sinnesart der Menschen anbequemen, unter denen man augenblicklich weilt. Und die zunehmende Reflexion wußte dem Verweilen im Auslande, d. h. außerhalb der Grenzen der Polis, andre Seiten abzugewinnen. Die Philosophie entwickelt die freie Persönlichkeit und löst den Menschen von der Enge der Polis. Sie steht von jeher dem Stadtbürgertum, namentlich dem demokratischen, in fast feindseliger Gleichgültigkeit gegenüber und strebt über die engen Grenzen des Kantongeistes einer kosmopolitischen Ethik zu. Von Anaxagoras, dem Freunde des Pericles, wird erzählt, als ihm das Dasein in seiner Vaterstadt zu eng wurde und ihm die Pflichten des Staatsbürgers mit seinem innern Forscherberuf unvereinbar schienen, da überließ er sein großes Vermögen seinen Verwandten und ging nach Athen. Auf die vorwurfsvollen Worte „Dir liegt nichts an deinem Vaterlande“ antwortete er: „Lästere nicht, mir liegt sehr viel an meinem Vaterlande“ und dabei zeigte er auf den Himmel. Sokrates soll sich als Bürger des κόσμος bezeichnet haben. „Die Philosophen — sagt Plato — kennen von Jugend an den Weg zur Agora nicht. In Wahrheit befindet sich nur der Leib des Philosophen in der Stadt, sein Geist aber schwebt überall frei umher.“ Plato sagt in voller Schärfe im Gorgias, im Staat seinem Vaterlande, dem historischen griechischen Staat, ab. Zornig schilt ihn darob Niebuhr einen nicht guten Bürger; „er steht wie ein Sünder gegen die Heiligen, Thucydides und Demosthenes“.

Diese Abwanderung von der Polis und Flucht in den κόσμος verstärkt sich, je mehr das Griechentum seit Alexander d. Gr. aus dem Mutterland in die großen Verhältnisse der Diadochenstaaten strömte und wiederum aus diesen fremdländische Elemente in das Mutterland. Es bildet sich, losgelöst von historischen Traditionen, erhaben über die geschriebenen und beschränkten Menschen-gesetze, ein allgemeines Menschentum, in dem alle Menschen gleich sind. Frauen, Barbaren, selbst Sklaven treten, unerhört für die nationalhellenische Anschauung, als gleichberechtigt in den

Kreis der Philosophen. „Als Antoninus — sagt der Kaiser M. Aurel — ist meine πόλις καὶ πατρίς Rom, als Mensch ὁ κόσμος.“ Gern wurde das verführerische, frevelhafte Wort wiederholt: „Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland.“ Die Hedonik des Aristipp so gut wie die Askese und bettelhafte Unrast der Kyniker sind Ausdruck dieses Kosmopolitismus, treffen sich in der Verachtung und der Kritik des dem gewöhnlichen Bürger teuren Vaterlandes. Nicht anders die Stoa und Epikur. Die stoische Apathie und die epikureische Gemütsruhe suchen das sittliche Ideal in der Unabhängigkeit und Loslösung des Individuums von allen äußeren Lebensbedingungen. Epikur verwirft jede Beteiligung am politischen Leben als ein Hindernis der persönlichen Glückseligkeit: er erklärt es geradezu für lächerlich, für das Vaterland zu sterben, und verachtet die großen Männer der Vorzeit, die für ihr Vaterland gewirkt hatten. Die Stoa lehrte, der wahre Staat ist der κόσμος, in den die einzelnen beschränkten menschlichen Staaten aufzugehen bestimmt seien: er ist die πατρίς. Aber die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft ist bestimmt durch die ἀρετή, die sittliche Tüchtigkeit. Daher ist der Schlechte ausgestoßen, er ist gleich dem Verbannten.

Man sieht, wie — in verschiedenen Schattierungen — die philosophische Reflexion über die natürlichen Grenzen hinausgreift. Nebeneinander steht πατρίς in dem alten Sinne des engen Vaterlandes, und vom κόσμος als Ausdruck allgemeinen Weltbürgertums.

Da tritt Rom in den Gesichtskreis der hellenischen Staaten und Städte. Scheinbar ein Stadtstaat wie diese: wie der Grieche von seiner Stadt als seiner πατρίς, so spricht der Römer von Rom als seiner patria.

Und doch welch Unterschied! Die Geschichte Italiens bildet in jeder Beziehung einen Gegensatz gegen Griechenland. Seinem Bau nach zur politischen Einheit bestimmt, ist ihm die nationale Einheit versagt. Zwölf verschiedene Völker haben sich nach und nach auf seinem Boden angesiedelt. Keine überlieferte Sage fügte die Stämme Italiens zusammen; nicht einmal ein gemeinsamer Name vereinigt sie. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, welches bei Hellas an der Spitze der historischen Entwicklung steht, ist in Italien erst die Frucht einer jahrhundert-

langen Geschichte. Mit dem Schwerte, mit Blut und Eisen wird Italien zu einer Einheit zusammengeschweißt. Es ist das Schwert Roms, das in hartem Ringen Italien politisch geeint hat. In kaum 100 Jahren ist sodann Rom Herrin aller Länder um das Mittelmeer, die Erbin Alexanders des Großen.

Ein römisches Sprichwort sagt: „Wo der Römer gesiegt hat, da bleibt er wohnen.“ Das Rom der republikanischen Zeit ist zwar über das stadtstaatliche Fundament seiner Herrschaft nicht völlig hinausgewachsen. Aber es hat durch Bürgerkolonien den Organismus des eigenen Staates erweitert und vervielfältigt, es hat die abhängigen Gemeinden in mannigfachen Abstufungen dauernd mit sich verbunden und hat so ein italisches Gesamtvolk geschaffen, das auch zu einem eigenen politischen Zusammenhang gelangt ist. Indem weiterhin das römische Bürgerrecht i. J. 89 allen Bundesgenossen, durch Caesar auch den Gemeinden in Oberitalien verliehen wird, bildet Italien bis an den Fuß der Alpen eine Einheit. An Stelle der im italischen Bund zusammengefaßten Italiker tritt die römische Nation, einheitlich im rechtlichen Sinne, nicht als Volk. Wohl heißen die freien Einwohner *cives Romani*, Bürger der Stadt Rom, *populus Romanus*, Volk von Rom, wie in Griechenland der *ἄστυς τῶν Ἀθηναίων*. Aber hier die in eifersüchtigem Partikularismus sich isolierende, eine Stadt, dort Rom, dessen Weichbild Italien, dessen Herrschergebiet der Weltkreis ist.

Damit nimmt der Begriff *patria* eine neue Schattierung an. Jeder Bürger, sagt Cicero, hat zwei *patriae*: *unam naturae*, *alteram civitatis*: den Geburts- und Wohnort, so bei Cicero selbst Arpinum, und Rom, als die Stadt, der er durch Bürgerrecht angehört. Jener wird gewöhnlich als *domus* oder *origo* bezeichnet; wenn der *civis Romanus* von seiner *patria* spricht, meint er Rom.

Aber indem Italien und Rom als Einheit gefaßt wurden, überträgt sich der Begriff *patria* wie von selbst auf Italien. Als Caesar über den Rubicon ging, nicht als er gen Rom rückt, beginnt er den Kampf gegen seine *patria*; dort läßt ihm der Dichter die Gestalt der Roma warnend erscheinen. Dort in Italien waren die eigentlichen Wurzeln der römischen Kraft, das *Italum robur* des Horaz. Der *populus Romanus*, der den Erdkreis beherrschte, war nicht repräsentiert durch die zuchtlosen Haufen, welche die Volks-

versammlung in Rom bildeten; für diese hat schon der jüngere Scipio das wegwerfende Wort geprägt, daß sie keine echten Kinder Italiens seien.

Das römische Vaterlandsgefühl wird aber noch durch ein weiteres Moment vertieft: durch die stoische Philosophie. In ihren Gesichtskreis trat der römische Staat in der Zeit, als die im Senat verkörperte Nobilitätsherrschaft ihre edelsten Vertreter hatte: die Familie der Scipionen und Ämilier. Rom tritt seit dem Sturz der hellenistischen Großmächte mehr und mehr in den Mittelpunkt und bestimmt das geistige Leben auch der Griechen. Es bildet sich aus Hellenismus und römischem Wesen eine einheitliche Kultur. Die Rückwirkung auf die Philosophie blieb nicht aus. Wollte sie in dem Staat, der die Welt beherrschte, eine Rolle spielen, mußte sie ihren rigorosen, ablehnenden Standpunkt dem gegebenen gegenüber, der ja der griechischen Polis gegenüber berechtigt sein mochte, aufgeben und sich der Wirklichkeit anpassen.

In der Tugendlehre der Stoa lebte etwas von dem Geist der altrömischen virtus. Die besten Männer Roms im 2. Jahrhundert waren Stoiker; die bedeutendsten Stoiker standen zu ihnen in nahen, persönlichen Beziehungen.

Die Staatslehre der Stoa lehnte selbstverständlich sowohl den bestehenden Zustand, die Polis, wie die nationale Beschränkung ab und nahm als Maßstab der Zusammengehörigkeit die ἀρετή. Aber sie blieb nicht dauernd bei der Theorie, bei dem zwar schönen, aber nie erreichbaren Ideal, stehen. Die Umbildung erfolgte eben im 2. Jahrhundert durch Panaetius, den Freund des j. Scipio. Die Stoa hatte als Ideal die aus den 3 Grundtypen, der Monarchie, Aristokratie, Demokratie, gemischte Verfassung aufgestellt: nur sie bildet die Gewähr für die Verwirklichung der Tugend, auf welcher der Bestand des Staates beruht, der δικαιοσύνη, die darin besteht, jedem das ihm Gebührende zu geben. Dadurch, daß diese stoische Definition von der römischen Jurisprudenz übernommen wurde, ist sie schließlich vor 221 Jahren Wahlspruch des preußischen Königiums geworden. — In einem solchen Staat der δικαιοσύνη wird auch der Philosoph sich am Staatsleben beteiligen. Im Umkreis der hellenischen Staatswesen war ein derartiger Staat nicht zu finden. Aber mächtiger als alle erhob sich Rom.

Wie war es möglich, daß dieses, durch die Schlacht bei Cannae an den Rand des Verderbens gebracht, doch den Todfeind Karthago überwältigte und in wenig Jahrzehnten den griechischen Osten unterwarf? Die Vermutung ergab sich fast mit Naturnotwendigkeit, daß in Rom jene vollkommene Staatsverfassung verwirklicht sei. In dem Kreis der griechisch gebildeten Römer, vor allem der Scipionen, fand dieser Gedanke lebhaften Wiederhall. Und wenn freilich der römische Staat von der Tugend der iustitia bald abwich, wenn die gleichmäßige Mischung der Verfassungselemente seit der Gracchenzeit dauernd in Frage gestellt war, so blieb das Ideal in den Herzen der besten haften. In den Totekämpfen der römischen Republik widmet ihm Cicero eines seiner besten Werke. Die Bücher vom Staate geben in Form eines Gespräches zwischen Scipio und seinen Freunden eine Erörterung des Idealstaates nach Panaetius, und als Beispiel der Verwirklichung eine Darstellung der römischen Verfassung nach Polybius. Unwillkürlich steigt uns Platons Hauptwerk auf: er verachtet sein Vaterland und flüchtet sich in die Utopie, Cicero zeigt stolz, daß das Ideal bestanden habe in der Verfassung seines, des römischen Vaterlandes.

So verknüpft sich mit dem Vaterlandsgefühl eine Art Romantik. Nicht dem Rom der Gegenwart gilt die Begeisterung, sondern dem der Vergangenheit, wie man es in verklärtem Schimmer sah, das wiederherzustellen, selbst mit Aufopferung des Lebens, Pflicht ist. Zunächst unbewußt, dann immer deutlicher wird patria von diesem Staat gebraucht.

Für die Folgezeit wird diese Zeit charakterisiert weniger durch Ciceros tönende Beredsamkeit als durch den unbeugsamen Trotz des jüngeren Cato. Ihn hat darum der Spott Mommsens getroffen. Aber der Diktator Caesar wußte wohl, warum er den Schatten dieses Mannes mit unversöhnlichem Hasse verfolgte. Sein Selbstmord, da er sich nicht beugen wollte der Herrschaft des Tyrannen, hat einen Eindruck auf Mit- und Nachwelt gemacht, wie ihn das gleiche Schicksal des Brutus und Cassius, ja selbst die Ermordung des Imperator nicht im entferntesten gehabt hat. Hier fühlte man inmitten einer Welt von Selbstsucht und Niedrigkeit reines, ideales Streben, und sein Tod brachte zum tragischen Bewußtsein, nicht nur, daß dies sein Streben gegen-

über der Allgewalt des Fatums vergeblich war, sondern daß das, wofür er sich eingesetzt hatte, die Freiheit, unwiederbringlich dahin war, ja daß das römische Volk nicht mehr wert war, frei zu sein. Er ist der Held, der dem Schicksal Trotz bietet: *impavidum ferient ruinae*, aufrecht begraben ihn die Trümmer. So schildert ihn Horaz, als den wahren stoischen Helden, den Vertreter der *iustitia*, in derselben Ode, die dem Augustus die Göttlichkeit verheißt eben wegen seiner *iustitia*. Und nicht anders Vergil: auch bei ihm ist Cato noch über das Grab hinaus unsterblich um seiner *iustitia* willen: er versetzt ihn darum als Richter in die Unterwelt, indes Caesar, der durch Senatsbeschluß unter die Götter versetzte, gescholten wird, daß er den Bürgerkrieg entfesselt und die Waffen gegen sein Vaterland gekehrt habe. Da wirkt nach das ehrgeizige Wort, welches Caesar im Munde zu führen pflegte:

„Muß Unrecht sein, so seis um eine Krone,
In allem andern sei man tugendhaft.“

Er war nicht Träger des römischen Gedankens; ihm schwebte ein hellenisches Königtum vor, in dem Italien und Rom aufgehen sollten. Aber das Vaterland rächte sich an seinem Verächter: die Stoa, der Geist Catos, erhob sich wider ihn. Caesar lebt in der Literatur der augusteischen Zeit nur um seines Sohnes willen: kein Wort von seinen gigantischen Taten und gigantischerem Wollen. Sein Erbe, Octavian, ging daher andre Wege. Indem er gleich seinem Vater nur um die persönliche Herrschaft kämpfte, wußte er das Nationalgefühl zu wecken und focht als der erwählte Vertreter des römischen Volkes den Kampf mit M. Anton aus, der nach dem Wort des Dichters um schnödes Gold sein Vaterland verkaufte. Als unumschränkter Herrscher hat er, nach seiner und der Auffassung seiner Zeit, die alte römische Verfassung wiederhergestellt; er entledigt sich seiner Allmacht, wird die Verkörperung der *Salus publica*, der Repräsentant des römischen Volkes; seine überirdische Hoheit erhält sinnfälligen Ausdruck durch die Bezeichnung Augustus. Er geht daran, die alte Sittenstrenge und den alten Glauben, die *alté virtus Romana* neu zu beleben. Die Literatur unterstützt diese Bestrebungen. Die Dankbarkeit und die Bewunderung für Augustus ist das Grund-

motiv dieser Poesie. Der Stolz auf Roms Größe, die man jetzt durch die pax Augusta erst gewahr wurde und genoß, gibt der Literatur den echten, erhebenden Patriotismus und jene romantische Stimmung, die sich in die Vergangenheit versenkt und in der Vergangenheit die Folie für die Gegenwart sucht. Nie im Altertum ist das Wort patria mit mehr Stolz, mit mehr Inbrunst, nie auch so als der Inbegriff aller Pflichten genannt worden als in diesen Jahrzehnten: nirgends erhabener, monumentaler als in den Oden des Horaz und den Gedichten Vergils. Bei diesem finden wir ein Preislied auf sein Vaterland Italien, seine Schönheit und Fruchtbarkeit, seine festen Städte und seine kampfesfrohen Männer, auf die Helden der Vergangenheit und als Höhepunkt der Entwicklung „Dich, herrlicher Caesar — gemeint ist Octavian —, der du als Sieger an den äußersten Grenzen Asiens den unkriegerischen Inder von den Burgen der Römer verscheuchst“. So erweitert sich der Umkreis des Vaterlandes zu dem Herrschergebiet des römischen Volkes. — Das ist das Vaterland, von dem Horaz sagt: es sei köstlich und ehrenvoll, dafür zu sterben, und als Drusus in den Wäldern Germaniens den Tod fand, spendet ein Dichter jener Zeit der trauernden Mutter den Trost: perit dux pro patria. Während der griechische Orient den Augustus als den Heiland der Welt feierte, schmückte ihn sein dankbares Volk mit dem Titel: pater patriae.

Der Stolz auf die große Vergangenheit ist es auch im wesentlichen, der dem Nationalgefühl der folgenden Jahrhunderte das Gepräge gibt, namentlich in den Provinzen. Je mehr Italien und Rom an Kraft einbüßten, um so mehr werden die Provinzen die Träger des nationalen Gedankens. Die unmittelbare Berührung mit den Barbaren, die Gefahr, mit der diese die römische Kultur bedrohten, gaben ihnen mit dem Bewußtsein der kulturellen Überlegenheit das Gefühl einer engen Zusammengehörigkeit, eine Art gemeinsamen Nationalgefühles: ihnen ist das Latein ihre patria lingua, und wenn der Gallier Sidonius im 5. Jahrhundert vom König Pyrrhus erzählt, so sagt er nicht: er landete in Italien, sondern: er habe Thraker und Makedonen an „unsere“ Küste gebracht.

Es ist interessant, zu sehen, wie seit Augustus eine ähnliche

Bewegung in der griechischen Welt aufkommt, welche das Gemeinschaftsgefühl der Griechen, den Gegensatz gegen Rom, stärkt, auch sie romantisch auf die kulturelle Erneuerung des alten Hellas zielend. Die Träger dieser Bewegung sind die Sophisten, die von Stadt zu Stadt ziehend ihre Vorträge halten, überall und nirgends heimisch. Man fühlt die griechische Welt als eine Einheit, betrachtet die Großen und die Großtaten der einzelnen Polis als die des gemeinsamen Vaterlandes. Welcher Grieche des Mutterlandes hätte zur Zeit des Demosthenes wagen dürfen, Alexander d. Gr. als König von Griechenland zu bezeichnen! Zu M. Aurel spricht einer dieser Sophisten, ein Athener, stolz von Alexander als $\delta \epsilon \mu \delta \varsigma \beta \alpha \sigma \iota \lambda \epsilon \upsilon \varsigma \text{ Ἀλέξανδρος}$.

So steht der Begriff Vaterland am Ende des Altertums: ausgehend von der engsten Bedeutung als Heimat ist es schließlich die Bezeichnung der beiden Kulturhälften geworden, aus denen die antike Welt besteht. Mit dem Zerschneiden dieser zerbricht auch der Vaterlandsbegriff. Über die irdischen Schranken, welche die Menschen gesetzt haben, erhebt sich der Begriff des himmlischen Vaterlandes. Die Antike sucht auch in der weitesten Begriffsbestimmung das Vaterland auf Erden: dem Christen ist der Mensch ein Fremdling auf Erden, das Vaterland, von dem er gekommen ist und zu dem er zurückkehrt, ist nicht von dieser Welt. — Erst mit der Bildung von neuen Nationalstaaten füllt sich das Wort allmählich wieder mit neuem Inhalt. Bei keinem später als bei uns ist das Heimatsgefühl zum nationalen Bewußtsein, ist die kulturelle Einheit zur staatlichen geworden.

Noch haben wir unser Vaterland. Geloben wir uns am 18. Januar: zu arbeiten und zu kämpfen, daß das Vaterland nicht wieder verloren gehe oder sich zu wesenlosem Scheine verflüchtige. Die Universitäten, die deutsche Wissenschaft, sind groß geworden mit und durch die Größe des Vaterlandes. Sie werden auch jetzt, dem Neid der Feinde zum Trotz, der uns den Wohlstand geraubt hat, weiter arbeiten und den Ruhm deutschen Könnens mehren; auch Griechenland hatte, nach dem Wort des Herodot, die Armut als Hausgenossin. Aber immer und überall

muß doch der Gedanke an das Vaterland unser Denken und Handeln bestimmen. Ihn zu pflegen, ihn hinauszutragen in alle Kreise und Schichten unseres Volkes, das sei der Mahnruf des 18. Januar an uns und an Euch, Kommilitonen. Ihr tretet nach dem Studium aus dem Kreis der Alma mater hinaus in das Leben des Volkes. Commilitones heißt Mitstreiter. Wie hat dies Wort seinen echten Inhalt wiederbekommen! Wir haben zusammengestritten für das alte Reich; wir stehen Schulter an Schulter, wenn es jetzt gilt, unserem Volk sein Vaterland zu erhalten und wiederzugewinnen.

Es ist uns Dozenten immer eine wahre Herzensfreude gewesen, zu sehen, wie herrlich dieser vaterländische Geist, der Geist von 1914, gerade in Greifswalds akademischer Jugend lebendig ist. Aber vergesst nicht, daß es auch da nicht mit der Gesinnung allein getan ist. Es bedarf unablässiger Arbeit. Denn leicht zerrinnt das Leichtgewonnene; aber das Erarbeitete hat um so festeren Bestand, je mehr Schweiß daran hängt und je langsamer die Arbeit zum Ziel kommt. Denn nur der treuen Pflichterfüllung folgt der Arbeitssegen. Zu solchem Vorsatz diene auch Euch der heutige Tag! Arbeitet an dem Volke, daß die Eigenschaften, die Preußen groß gemacht und Deutschland geschaffen haben, unbedingte Hingabe an das Vaterland und staatliches Pflichtgefühl, wieder Allgemeingut werden; sorget, daß es nie lerne, was Treitschke die traurigste aller Künste genannt hat, die ein Volk nie lernen soll, die Kunst, das Unwürdige zu vergessen; sorget, daß es nie aufgebe den Anspruch auf den deutschen Boden und das deutsche Blut, das Gewalt und Lug und Trug von uns getrennt haben.

Arbeitet aber auch an Euch selbst! Werdet ein Vorbild für alle die, so Gott will, Unzähligen, welche das Vaterland erwartet, daß sie es befestigen mit aller Kraft. Die Erziehung des deutschen Jünglings durch das Heer ist nicht mehr. Immer weniger werden in Euren Reihen diejenigen, welche in den Schlachten des Weltkrieges mitgekämpft haben. Darum gilt es, selbst Euch zu bilden und zu stählen an Geist und an Körper, damit Ihr werdet, was der Grieche als das Ideal der Männlichkeit hinstellt: *καλοὶ καὶ ἀγαθοί*. Wir wissen, hart lastet die Not der Zeit

gerade auf dem Akademiker. Aber lasset Euch durch sie nicht ablenken von den Idealen, nicht niederdrücken zum leeren Banausentum. Sanctus amor patriae dat animum soll auch Eure Losung sein!

Auf Euch, auf der Jugend, ruht die Zukunft des Vaterlandes. Sorgt, daß diese Hoffnung nicht zuschanden werde! Sorgt, daß wieder Wirklichkeit werde, wovon wir jetzt nur singen können als von etwas Vergangenen, aber singen wollen als Ausdruck des Gelöbnisses und der zuversichtlichen Hoffnung — das Hohelied von des Deutschen Reiches Herrlichkeit: Deutschland, Deutschland über alles!

